

MANFRED SCHUBERT, BERLIN

## „ALLES NOCH RICHTIG *KOMPONIERT!*“

„Früh stirbt, wen die Götter lieben“. Geflügelte Sentenz der Römer, die Eugen Roth reizte, weiterzudichten: „...was nicht besagt, dass sie die hassen, die sie auch länger leben lassen.“ Und in der Tat hätte ich meinem lieben alten Freunde Jiří Fukač wahrlich noch zwei rüstige Jahrzehnte gewünscht und gegönnt. Aber schon die Römer wussten eben, was wir heute in unserem hysterischen Medien-Zeitalter, das im Grunde genommen ziemlich perspektiv- und geschichtslos geschwind von einem Tag auf den anderen lebt, nur zu gut wissen und ständig bitter vor Augen geführt bekommen: dass nämlich der Tod desjenigen, der im vollen Ornat abtreten muss, von der Öffentlichkeit viel betroffener zur Kenntnis genommen und gewürdigt wird als das Ende desjenigen, der in höherem Alter abberufen wird und sich schon lange zuvor alters- und gesundheitsbedingt aus dem Getriebe der Welt zurückgezogen hat oder von diesem an den Rand der Gesellschaft gespült, in die Anonymität gedrängt worden ist. Gibt es Gerechtigkeit in der Beurteilung von Leistung? Schnell vergisst die nächste Generation, heute vielleicht schneller denn je. War dies auch für Johannes Paul II. einer der Gründe, bis zum schweren Ende durchzuhalten? Immerhin, ein Memorial-Band wie der vorliegende leistet da wohlthuende Dienste, dem Gedächtnis aufzuhelfen.

Unsere letzte Begegnung lag etwa ein knappes Jahr vor seinem Tode. Es war ein angenehmer Frühsommertag. Dennoch trafen wir uns aus Zeitersparnis in der Berliner Stadtwohnung und nicht in der idyllischen Schorfheide. Wie immer auf der Durchreise und wie immer ziemlich in Eile, sahen wir – meine Frau und ich – Jiří wie immer in scheinbar unerschöpflicher Vitalität, voller Pläne und Aufgaben. Umso tiefer und unerwarteter musste uns die Nachricht von seinem Tode treffen. Jiří hatte einen Abstecher gemacht, um in Berlin einige Freunde zu besuchen. Uns war der Abend vorbehalten. Das gab mir die Möglichkeit, ihm die Aufzeichnung meiner bis dato letzten Uraufführung zu präsentieren, des 20-minütigen „Credo“ aus der umfangreichen A-cappella-Messe. Dann blätterten wir im Particell des in der Entstehung begriffenen „Ökumenischen TeDeums“ für Soli, Sprecher, Chor, Orgel und großes Orchester. Schließlich stellte er mit Anerkennung und Wohlwollen, einem gewissen Staunen, aber auch mit einer merk-

würdig unterschwelligem Irritation fest: „Das ist ja alles noch richtig k o m - p o n i e r t ! “ Er hätte den Satz auch auf dem Wort „richtig“ betonen können. Aber der Akzent lag konsequent auf der Frage des Noch-komponiert-Seins beziehungsweise des Nicht-mehr-komponiert-Seins. Man merkte ihm das Unbehagen dem gegenüber an, was heute eben alles nicht mehr richtig k o m p o n i e r t ist, die Sorge, das Schreiben mit schwarzer Tinte auf weißem Partitурpapier könnte nur noch ein Auslaufmodell der abendländischen Musikkultur sein - und wir die letzte Generation, die selbiges repräsentieren. Angesichts dessen, was heute unter „Klangkunst“ subsumiert wird, durchaus keine abwegige Befürchtung. Jedenfalls bewunderte ich wieder Jiří Scharfsinn und seine Fähigkeit, mit einem einzigen Satz den Nagel auf den Kopf zu treffen. Man kennt ja die Neigung der Musikwissenschaft zur erheblichen Redundanz der Darstellung!

Natürlich wusste er, was ihn bei mir erwartete. Er besaß alle Langspielplatten aus der Zeit vor 1989 und meine nach 1990 erschienenen Portrait-CD's. Hatte er vielleicht befürchtet, auch ich könnte das ästhetisch-stilistische Hemd gewechselt haben? Wieso sollte ein ernsthafter Künstler nur auf Grund einer politischen Wende seine ästhetischen Prinzipien und Maximen über Bord werfen. Aus fadem Opportunismus? Wer vor der Wende alles andere als ein Reaktionär und Hinterwäldler war, dürfte wohl auch nach der Wende kaum einer sein. 1965 hatten wir uns kennen gelernt. 1966 widmete ich Dr. Jiří Fukač meine spieltechnisch sehr virtuose, streng 12-tönig gehaltene „Sonata per flauto solo“. Im Sommer 1975 entstand durch seine Initiative das Stück „Evocazione per undici esecutori“, in welchem sich serielle und aleatorische Partien überlagern, gegeneinander ausgespielt werden. Unmittelbar nach Abschluss des Werkes fand im Herbst im Rahmen des Brünner Musikfestivals als Finale eines Konzertes mit experimenteller Ensemblemusik die sehr erfolgreiche Uraufführung statt. Seither erschien „Evocazione“ mehrmals auf Schallplatte bzw. auf CD. Vor allem aber verdanke ich Jiří's Vermittlung die Aufführung meines Klarinettenkonzertes durch die Brünner Philharmonie unter Petr Vronsky und mit dem fulminanten Solisten der Berliner Uraufführung, Oskar Michallik - eine Darbietung voller Verve und sprühendem Temperament, die den rabiaten musikantischen Zugriff wie den hintsinnig-ironischen Charakter des Werkes bravourös zur Geltung brachte.

Beim „Ersten Transkaukasischen Musikfrühling“ lernten wir uns im Mai 1965 kennen. Es war beiderseits eine Freundschaft auf den ersten Blick. Und Jiří blieb - selbstverständlich ausschließlich meiner Mitschüler und Studienkollegen, aber einschließlich der meisten, selbst der mir sehr zugetanen Interpreten - zeitlebens einer der wenigen, zu denen ich „Du“ gesagt habe. Mein Name, den ich stets als Stigma empfand, muss für die gleichaltrigen, also jungen sowjetischen Kollegen in Tiflis einen fast magischen Klang gehabt haben: „Schubert“ sowieso, während „Manfred“ ihnen durch Tschaikowskis Sinfonie heilig war. Ich genoss also unverdiente Vorschußlorbeeren und wurde zu einem ausdrücklich als inoffiziell deklarierten Treffen in kleiner Runde eingeladen. (Wie heikel es auch 1965 noch für

die Gastgeber war, einen Ausländer privat einzuladen, kann heute nur derjenige erlauben, der den Stalinismus und die Folgezeit noch selbst miterlebt hat.) Jiří, der wesentlich besser Russisch sprach als ich, war dazu auserkoren, den Moderator zu machen. Das war unsere erste gemeinsame Aktion. Gegenseitig wurden Stücke vorgespielt, man diskutierte bis tief in die Nacht - und die jungen sowjetischen Komponisten erwiesen sich dabei als erstaunlich gut informiert über das, was sich aus ihrer Blickrichtung „westlich“, kurz vor beziehungsweise hinter dem Eisernen Vorhang kompositionstechnisch und ästhetisch-stilistisch tat.

Einen toten Freund zu ehren heißt wohl vor allem, Zeitzeugenschaft zu bekunden, um Geschichtsbewusstsein zu fördern. Insbesondere das Musikwissenschaftliche Seminar, das alljährlich parallel zum Brünner Musikfestival stattfand, wäre ohne Jiřís Organisationstalent, ohne sein umtriebige - verbindliche Wesen, das Kontakte schuf und aufrecht erhielt, kaum denkbar gewesen. Was für die Komponisten der „Warschauer Herbst“ war, das war für die Musikwissenschaftler das Brünner Seminar: ein Treffpunkt von Ost und West, in hohem Maße zudem ein mental betonter Gedankenaustausch von Ost und Ost. Denn die sich dort trafen und wissenschaftlich stritten, wurden unter dem Deckel des Dampfkessels gehalten. Das schaffte Solidarität und eine gemeinsame Mentalität der verschlüsselten Aufmüpfigkeit. Als der Deckel gelüftet wurde und der Druck entwich, verfiel diese Solidarität weitgehend. Die Orientierungszentren wechselten und damit auch die Reiseziele des wissenschaftlichen Kongresstourismus. Man sah sich nur noch selten, auch zum früher fleißig geübten Briefverkehr blieb in Amt und neuen Würden kaum noch Zeit. Mit Wehmut sah man Bindungen versinken. Umso mehr haben meine Frau und mich die seltenen Kurzbesuche auf der Durchreise gefreut.

Oft werfen persönliche Erlebnisse das erhellendste Licht auf die Persönlichkeit dessen, den man erleben durfte. Wie sehr war Jiří ein Mann der schnellen Auffassungsgabe, der gesunden Neugier und des sicheren Urteils, der seine Gedanken geschwind und verbal treffend fixieren konnte - in seiner Vatersprache, dem Tschechischen, wie in seiner Muttersprache, dem Deutschen! (Von seiner Mutter, einer charmanter wie umsichtiger Wienerin, und von seiner bezaubernden Großmutter, die noch vom Kaiser schwärmte, hatte er jenen gewinnenden böhmisch-österreichischen Akzent geerbt, den man hierzulande lieber hört als manche anderen deutschen Dialekte.) Sehr witzig und ansteckend konnte Jiří sein, zuweilen auch bissig und scharf. Seine Gastfreundschaft war stets von einer Großzügigkeit, die manchmal sicherlich bis an die Grenze des für die Frau des Hauses Erträglichen ging. Und er war - zumindest in jüngeren Jahren - einer, den man im Deutschen liebevoll-sarkastisch ein „Urvieh“ nennt: quecksilbrig quirlich, jungenhaft burschikos, äußerst vital und impulsiv, herzerfrischend zupackend und direkt. Umwerfend, wie er seine akademischen Lehrer imitierte: ohne giftige Bosheit, aber die komischen Eigenarten einer Vortrags- oder Denkweise zünftig karikierend. So manches ist mir nur in dieser kabarettistischen Version im Gedächtnis geblieben. Jiří war durchaus kein Freund von Traurigkeit: eines Tages

im Hochsommer zog die muntere Kollegenschar -- meine Arztfrau mittendrin – in die Nähe von Znaim, um tief unten in einem herrlich pittoresken, uralten Weinkeller zunächst kräftig zu picheln und dann oben im Weinberg bei Mückengesumm, Grillengezirp und Käuzchenrufen unter freiem Himmel zwischen den Rebstöcken zu schnarchen. Nichts von der trockenen Pedanterie und Leidenschaftslosigkeit des „Wissenschaftler“-Klischeebildes, Jiří verkörperte das absolute Gegenteil einer Attitüde des aristokratisch Distinguierten. Ich glaube, wenn er nicht Musikwissenschaftler geworden wäre, sondern ausübender Interpret, er wäre ein Vollblutmusiker gewesen.

Sein Familiensinn sorgte dafür, dass alsbald die beiden Familien insgesamt freundschaftlich miteinander verkehrten. Zum Beispiel besorgte ich seinem Schwiegervater dringend benötigte Laubsägeblätter (damals eine begehrte Rarität!), und beim nächsten Besuch bekamen wir ein wahres Kunstwerk von einer Kuckucksuhr geschenkt, das noch heute unseren Wohnungsflur ziert. Mitunter machte der ganze Tross einen Ausflug ins Altvatergebirge oder in die Berge an der Thaja – oder wir besichtigten gemeinsam das Schloss Sanssouci in Potsdam. Als Hintergrund mitzudenken ist auch die Tatsache, dass die Affinität der DDR-Bürger zu ihren südlichen Nachbarn größer war als zu den unmittelbar östlichen. Umgekehrt desgleichen. In der gegebenen politisch-historischen Situation waren wir gegenseitig die bevorzugten Reiseländer. DDR-Bürger fuhren in Scharen in das landschaftlich herrliche und kulturell alte Böhmen und Mähren. Die Hohe Tatra war das einzige für uns individuell erreichbare Hochgebirge. Im Gegenzug liebten die Tschechen und Slowaken die Ostseeküste als normal erreichbaren Meeresstrand. Mag sein, dass mich die persönliche Perspektive täuscht, aber ich hatte immer den Eindruck, dass die Beziehungen der DDR-Musiker, Komponisten wie Interpreten, zu denen der Tschechoslowakei enger waren als etwa zu denen der Volksrepublik Polen. Hielten sich die polnischen Kollegen vielleicht für besonders avanciert und sahen die Tschechen und uns deshalb etwas von oben herab an?

So kritisch Jiří's analytischer Verstand, so weitsichtig dieser klare Kopf auch war – einmal, ein einziges Mal hat die politische Begeisterung alles überlagert. Er war da nicht allein! Als ob es gestern gewesen wäre, sehe ich uns Mitte August 1968 vor der Chata am Stausee der Thaja sitzen. Die beiden Frauen hatten mit den Kindern einen längeren Spaziergang unternommen. Wir waren allein. Hitzig diskutierten wir über Dubček und die Chancen des „Prager Frühlings“. Ich entgegnete ihm: „Ihr macht Euch Illusionen. Die Sowjets werden nicht lange warten. Und wie in Ungarn werden die Westmächte abermals stillhalten und keinen Dritten Weltkrieg riskieren...“ Wir malten Zahlen, Landkarten, Begriffe in den Sand... Eher als ich befürchtet hatte, kam der Einmarsch am 28. August. Zwei Tage blieb ich mit der Familie noch, um das Schlimmste vorübergehen zu lassen. Dann entwarfen Jiří und die Nachbarn für uns einen strategischen Plan, der minutiös in eine große Straßenkarte der Tschechoslowakei eingezeichnet wurde. Schließ-

lich waren sämtliche Hauptstraßen durch Panzereinheiten total verstopft, viele Wegweiser irreführend verdreht - und ich musste mit der Frau und zwei kleinen Kindern per Auto von Süden nach Norden quer durch das ganze im Aufruhr befindliche Land. Geradezu auf Schleichwegen, über Nebenstraßen, Feldwege und Waldschneisen erreichten wir die sächsische Grenze, nicht ohne trotzdem einmal ganz unversehens und sehr gefährlich zwischen zwei Panzer zu geraten.

Wenn wir uns in der schweren Periode danach längere Zeit nicht gesehen hatten, schrieben wir uns ausführliche Briefe. Mit der Hand natürlich – und beiderseits in der flüchtigen Handschrift schwer lesbar. Vielleicht ist nur so zu verstehen, warum alle Briefe erstaunlicherweise ankamen. Denn dass sie von unbefugten oder sich für sehr befugt haltenden Personen nicht geöffnet worden wären, ist kaum vorstellbar, zumal mir Jiří nach 68 in den Briefen ganz ungeniert und unverschlüsselt seine Situation und die Probleme im Klartext darstellte wie ich ihm die meinigen auch. Ob ich hoffen darf, Jiří im Musiker-Himmel wiederzutreffen? Vorerst bleibt die Korrespondenz als letztes Zeugnis dieser Freundschaft.